

WARUM GOTT? – VOM SPRACHLOS-SEIN UND KLAGEN

Von der Jahreswerkwoche 1990 vom 2. bis 6. Januar in Altenberg haben wir schon in den letzten „Informationen“ berichtet. In diesem und den folgenden Heften wollen wir weitere Bausteine oder Teilaspekte darstellen, um Eindrücke von dieser Werkwoche zu vermitteln oder (für Teilnehmer) wachzurufen. Das prozeßhafte Thema „Vom Klagen zum Loben“ (De profundis ... laudamus) entwickelte sich auf mehreren Ebenen:

psychologisch (Erstarrt-Sein – Sich-Lösen – In-Bewegung-Kommen), inhaltlich (Klage – Trauer – Lob) und medial (in Text, Musik, Bewegung). Den drei Stationen des psychologisch-inhaltlichen Prozesses entsprechend, standen die drei „Arbeitstage“ jeweils unter einem Tagesthema, zu dem es ein längeres Einleitungsreferat aus der Sicht eines der drei Medien gab. In das Thema des ersten Tages „Warum Gott – Vom Sprachlos-Sein und Klagen“ führte das Referat aus dem medialen Bereich „Text, Wort, Sprache“ von Dr. Erika Heitmeyer ein.

1. „Wenn der Mensch in seiner Qual verstummt“

Wer *noch nicht* sprechen kann, lallt. Das gilt für die Unmündigen, die Säuglinge.

Wer *nicht mehr* sprechen kann, sagt kein Wort, ist sprachlos. Wer sprachlos ist, rauft sich die Haare, schlägt sich an die Stirn, an die Brust, ringt die Hände, verhüllt sein Gesicht, seufzt, schreit auf, weint, starrt vor sich hin. An die Stelle der Worte treten Gesten, Gebärden, Laute. Das gilt für den erschütterten, vom Leid überwältigten Menschen.

Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) läßt in seinem Schauspiel „Torquato Tasso“ den Titelhelden, einen hochsensiblen Künstler, und zwar einen jungen Dichter, in tiefste Verlassenheit, Verachtung und seelische Qual fallen. Dem von allen Verlassenen bleiben die Tränen und der Schmerzensschrei. Und noch etwas ist Tasso geblieben, das ihn schließlich vor der seelischen Vernichtung rettet: Die Gabe, seiner Qual einen künstlerischen Ausdruck zu geben, seine Qual in „Melodie und Rede“ zu artikulieren und damit zu bezwingen. In der Schlußszene (V,5) sagt Tasso:

„Nein, alles ist dahin! – Nur eines bleibt:
Die Träne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt – Und mir noch über alles –
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.“

Somit gewinnt der künstlerische Ausdruck eine existentielle Bedeutung. Die künstlerische Bewältigung des Leids rettet den Leidenden; das Klagen-Können ist ein Tragen-Können.

2. „Der Stein beginnt zu reden“

Mit diesem paradoxen Satz überschreibt Bertolt Brecht (1898–1956) das vorletzte Bild (11) seines Theaterstückes „Mutter Courage und ihre Kinder. Eine Chronik aus dem Dreißigjährigen Krieg.“

Mutter Courage, eine fliegende Händlerin (Marketenderin), lebt vom Krieg, macht Geschäfte mit dem Krieg. Mutter Courage, die „Hyäne des Schlachtfeldes“, folgt mit ihrem Planwagen jeweils denjenigen soldatischen Truppen, mit denen sie sich den erfolgreichsten Handel verspricht. Ihre beiden Söhne hat sie bereits an den Krieg verloren. Geblieben ist ihr noch die einzige Tochter, die 25-jährige Katrin. Katrin ist lebensuntüchtig, weil sie zum Mitleid fähig ist; zudem ist sie stumm und seit einem Überfall verunstaltet.

Eines Tages, als die Mutter sich geschäftshalber entfernt hat, belauscht die stumme Katrin (das „arme Tier“) einige kaiserliche Soldaten: Die Soldaten wollen einen Bauern zwingen, ihnen einen Schleichweg in die nahegelegene protestantische Stadt Halle zu verraten, damit die kaiserlichen Truppen die Stadt bei Nacht überfallen und vernichten können. Katrin, vom Mitleid gepackt für die ahnungslosen Bewohner der Stadt, vor allem für die unschuldigen Kinder in Halle, steigt spontan mit einer Trommel auf das Dach eines Viehstalles und trommelt die gefährdete Stadt wach. Selbst als die kaiserlichen Soldaten die stumme Katrin mit Waffengewalt bedrohen, trommelt sie weiter, unter Angst und Tränen „jämmerliche Laute“ ausstoßend. Endlich erwacht die Stadt Halle; man hört von dort die Sturmglocken läuten. In den *Trommelwirbel* und das *Sturmglockenläuten* mischen sich die *Gewehrsalven*, mit denen die stumme Retterin vom Dach heruntergeschossen wird.

Die Stumme lehrt die Redenden die richtige Sprache: Diese Sprache ist die rettende Tat, die rebellische Tat. Katrin, eine Nebenfigur des Theaterstücks, übertrifft die Hauptfigur, die Mutter Courage. Katrin wird zur Mutter, indem sie den Kindern in Halle das Leben schenkt durch ihre rettende Tat, „stöhnend“ und „verstört“, wie die Regieanweisung anmerkt.

Mit der hintersinnigen Feststellung eines ihrer Mörder endet die Szene: „Sie hats geschafft.“ Exitus oder Sieg? Exitus und Sieg!

3. Verweigerung

Rudolf Otto Wiemer (geb. 1905)

RUDOLF OTTO WIEMER

Hör dir das an

Hör dir das an, ich will heute
mit dem Auto unterwegs sein, morgen
schließ ich den Kaufvertrag ab, das
neue Haus wird in zehn Monaten
stehn, dann ziehen wir ein, machen das
dritte Kind, schicken das erste zur
Schule, das Geschäft wird vergrößert, den
Kompagnon schmeiße ich raus, kaufe das
restliche Aktienpaket, übernehme den
Vorsitz in der Waschmittelgesellschaft,
wechsle die Freundin, der Bungalow im
Tessin ist fällig, die Gören springen
mir von der Tasche, die Frau hat eine
Operation, ich bin Generaldirektor,
vielleicht Prostata, gut, wird repariert,
man ist sechzig, Konzern gesund, rapide
wächst das Grundkapital, glänzende
Aussichten für die nächsten zehn Jahre,
was sag ich, für zwanzig – hör dir das an,
Gott, und komme mir nicht dazwischen.

4. „die passion des wortes ‚gott‘“

Gesammeltes Gehörtes vom Wochenmarkt, aus der Bahnhofshalle oder sonstwo:

„Gottseidank gibt es wieder Bananen!“
„Die Preise steigen weißgott himmelan!“
„Ogottogott, mein Anschlußzug!“
„Umgotteswillen, lassen Sie das!“
„Ein göttlicher Einfall!“
„Meingott, Walter!“

Aus dem Psalmenbuch von Kurt Marti (geb. 1921):

die passion des wortes „gott“

das blutet aus allen wunden
das ist vergewaltigt worden von herrschern und herrscherinnen
das ist verraten zertrampelt zerschossen gefoltert geköpft
gerädert gevierteilt gezehnteilt worden
die verlorenen glieder wurden ersetzt durch monströse prothesen
das ist sich selber und uns und allem entfremdet
ist schizo und psycho und neuro
das ist zerstoichen über und über (nadeln mit denen fremde substan-
zen injiziert worden sind)
das agonisiert ohne ende
ist vielleicht schon tot oder noch nicht oder das
consilium der ärzte diskutiert noch zur zeit
und ALSO wurde das wort GOTT zum letzten der wörter
zum ausgebeuteten aller begriffe
zur geräumten metaphor zum proleten der sprache

5. „Kopf ab zum Gebet!“

Am Allerheiligentag 1989 ist in Dortmund ein Buch erschienen mit dem Titel „Du sollst nicht morden. Menschen auf den Schlachtfeldern von 1941–43 vor Moskau und in Stalingrad“. Der Autor, Andreas Block, hat als 22-jähriger Offizier an den grausigen Schlachten um Jelnja und Stalingrad

geliebte,

6. VI. 42

manchmal quält ich mich, dass ich nur tieferen
Mutenstand schlafe, mich täglich waschen und pflegen
kann und im begrenzten Raum fahre; dass ich nicht
dort bin, wo ich meinen Platz weis: vorne bei der Infan-
terie im Stalingrad. — Und besonders dann erscheint es
mir wie eine versäumte Pflicht, wenn ich diese Männer
sehe: unten in der Stadt hausern sie zwischen Trümmern,
Trichtern und Toten, wochenlang ungewaschen, immer
um ihr Leben kämpfend, jedes Augenblick vom feindlichen
Stahl, vom stürzenden Bomben, vom lauernden Tod bedroht.
Nachts wird ihnen das Nötigste nach vorne gebracht: Essen,
Verbandzeug, Handgranaten, Munition. Dann haben
sie wieder stundenlang nichts um sich als
das Graben — Wie gut, dass sie so müde sind.

In seltenen Stunden können sie aus dieser Hölle
heraufsteigen, für kurze Zeit. Schauerlich sind diese
Bilder: mit eingefallenen Gesichtern, verdeckt, mit
schuppigen Haaren, mudoirt, kehrhaarslos, Männen,
die die Hölle gesehen und das Leben verloren haben:
meine Soldaten — verstehst du das?

Und was das furchtbarste, das übermenschliche daran
ist: sie tun alles mit einer stillen Selbstverständlichkeit,

mit einer Geduld und Tatkraft, vor deren Größe
jeder andere graust.

Bis jetzt habe ich immer selbst mitten in diesen
Schlachten gelebt; drum fand ich auch nie Worte da-
für. Ich kenne das alles schon lange; aber gerade
weil ich es kenne, gibt es meine Gedanken dorthin.

Ich weiß schon, was du sagen möchtest — ich
sage es mir selbst oft genug —: ein gutes Geschick
hat mich diesmal an einen anderen Platz gerückt,
an dem ich vielleicht wichtiger bin als dort im Bren-
punkt der Schlacht, und ich kann nur danken, dass
mir dieses Schicksal erspart blieb.

Au meisten danke ich keineswegs. Denn dir
möchte ich gerne wiederkehren —

Ich bin zu allem bereit, und keine Rücksicht soll
meinen Einsatz hemmen. Aber wenn mich das
Schicksal schon, darf ich es hinnehmen als ge-
richtig für ungezahlte Opfer unserer Liebe.

Lebste, es ist ein Brief geworden, der uns entzweit. !
Nimm ihn und lege ihn beiseite, und grüßle nicht
über Dinge, die auch verschlossen bleiben sollten.

Für meine Liebe,

Dein Soldatenkind

teilgenommen und zählt zu den wenigen Überlebenden. Als überzeugter Christ reflektiert Andreas Block das erlebte Kriegsgeschehen im Zeichen des Kreuzes, das von der erduldeten Schmach und vom Erlösungstod Christi kündigt: „das Kreuz Jesu Christi als die Sprache Gottes, seines Geistes, seiner Liebe“ (S. 157).

In diesem Buch (S. 84) findet der Leser das Faksimile eines bisher unveröffentlichten Briefes (s. Abb.), den der Hauptmann Alfons Metzger aus Zwiefalten am 6. November 1942 aus Stalingrad an seine Braut geschrieben hat, zwei Monate vor seinem Tod.

Zur gleichen Zeit und am gleichen Ort hat der Pfarrer und Truppenarzt Dr. Kurt Reuber die „Madonna von Stalingrad“ in Kohle gezeichnet, für seine Kameraden zum Weihnachtsabend im Kessel von Stalingrad. In einem Brief an seine Frau schreibt der Maler zu diesem Bild unter anderem:

„Das Bild ist so: Kind und Mutterkopf zueinander geneigt, von einem großen Tuch umschlossen, Geborgenheit und Umschließung von Mutter und Kind. Mir kamen die johanneischen Worte: Licht, Leben, Liebe. – *Was soll ich dazu noch sagen?*“ (Block, S. 100 f.).

Der Schriftsteller Kurt Tucholsky (1890–1935) greift das Thema des „Heldentodes“ im anklagenden Sprachgestus der expressionistischen Lyrik auf. In seinem unter dem Pseudonym Theobald Tiger im Jahre 1919 veröffentlichten Gedichtband „Fromme Gesänge“ findet sich ein Anti-Psalm. Die Worte sind toten Soldaten in den Mund gelegt, die „aus den Kalkgräbern noch einmal hervorgekrochen“ sind (Wiemer, Marti und Tucholsky in: P.K. Kurz (Hrsg.), Psalmen vom Expressionismus bis zur Gegenwart, Freiburg 1978):

Gebet nach dem Schlachten

Kopf ab zum Gebet!

Herrgott! Wir alten vermoderten Knochen
sind aus den Kalkgräbern noch einmal hervorgekrochen.
Wir treten zum Beten vor dich und bleiben nicht stumm.
Und fragen dich, Gott:
Warum –?

Warum haben wir unser rotes Herzblut dahingegeben?
Bei unserm Kaiser blieben alle sechs am Leben.
Wir haben einmal geglaubt... Wir waren schön dumm...!
Uns haben die besoffen gemacht...
Warum –?

Einer hat noch sechs Monate im Lazarett geschrien.
Erst das Dörrgemüse und zwei Stadtärzte erledigten ihn.
Einer wurde blind und nahm heimlich Opium.
Drei von uns haben zusammen nur einen Arm. . .

Warum –?

Wir haben Glauben, Krieg, Leben und alles verloren.
Uns trieben sie hinein wie im Kino die Gladiatoren.
Wir hatten das allerbeste Publikum.
Das starb aber nicht mit. . .

Warum –? Warum –?

Herrgott!

Wenn du wirklich der bist, als den wir dich lernten;
Steig herunter von deinem Himmel, dem besternten!
Fahr hernieder oder schick deinen Sohn!
Reiß ab die Fahnen, die Helme, die Ordensdekoration!
Verkünde den Staaten der Erde, wie wir gelitten,
wie uns Hunger, Läuse, Schrapnells und Lügen den Leib zerschnitt-

ten!

Feldprediger haben uns in deinem Namen zu Grabe getragen.

Erkläre, daß sie gelogen haben! Läßt du dir das sagen?

Jag uns zurück in unsre Gräber, aber antworte zuvor!

Soweit wir das noch können, knien wir vor dir –
aber leih uns dein Ohr!

Wenn unser Sterben nicht völlig sinnlos war,
verhüte wie 1914 ein Jahr!

Sag es den Menschen! Treib sie zur Desertion!

Wir stehen vor dir: ein Totenbataillon.

Dies blieb uns: zu dir kommen und beten!

Weggetreten!

6. Totentanz

In den Jahren 1516 bis 1519 hat der Schweizer Ratsherr, Maler und Dichter Nikolaus Manuel Deutsch seinen monumentalen „Totentanz“ als Fries von 80 Metern Länge auf die Südmauer des Dominikanerklosters in Bern gemalt. Dieser Bilderzyklus zeigt Personen aus allen gesellschaftlichen Schichten; ihnen spielen Totengerippe, an denen noch Fetzen verwesenen Fleisches hängen, zum Tanz auf. Die zum Tanz aufgeforderten Personen

sind in praller Lebendigkeit in den Kostümen der Renaissance dargestellt. Der *Tanz* ereignet sich in heiteren Loggien vor blauem Himmel und auf grünem Rasen. Zu jedem Bild gehört ein Dialog zwischen dem grazil hüpfenden Gerippe und dem anmutigen Tanzpartner; diese *Dialoge* sprechen von der Unerbittlichkeit des Todes und der Ratlosigkeit, Verlassenheit und Angst der zum Tanz Aufgeforderten.

– DIA: Totentanz –

Unsere Tanzszene zeigt eine Kaiserin im Paartanz mit dem Tanzmeister (siehe Tanzstab) und eine Königin im Solotanz um den Spielmann (J. Zink, Dia – Bücherei Christliche Kunst 4, Eschbach 1982, S. 26 ff.). Diesem Bild hat Nikolaus Manuel Deutsch folgenden Dialog zugeordnet:

Der Tod spricht zur Kaiserin:

„Keine Zierde oder schöne
Gestalt ich schone,
Ich acht auch nicht der goldenen Krone.
Ich nehm die Frauen und die Herren,
Sie den Totentanz aufs beste zu lehren.“

Die Kaiserin gibt Antwort:

„Jungfrauen und Dienerinnen
Hab ich viel,
Keine aber für mich bestreiten will
Mit diesem Tod den düsteren Tanz.
Die Welt hat mich verlassen ganz.“

Der Tod spricht zur Königin:

„Frau Königin, ihr seid zart erzogen,
Hört nun des Todes
Fiedelbogen!
Ihr habt viel Kleider und edles Gestein,
Doch nichts hilft vor dem Totengebein.“

Die Königin gibt Antwort:

„Ach, ach, muß ich zu den Toten gahn!
Wen soll ich um Hilfe rufen an
In diesen großen Nöten mein?
Wie ist mein Herz so voller Angst
Und Pein!“

Diese Totentanzszene zeigt ein auffälliges Widerspiel der szenischen, mismischen und sprachlichen Gestaltungselemente. Die Totengerippe und die

Dialoge bringen die Bitterkeit des Todes zum Ausdruck, die monarchischen Damen und die freundliche Bühne dagegen Würde und heitere Gelassenheit. Todesgewißheit korrespondiert mit Erlösungsgewißheit: „Tod, wo ist dein Sieg?“ (1 Kor 15,55 a).

7. Ein Felsen, der Tränen vergießt

Eine griechische Sage erzählt von Niobe, der Frau des Königs Amphion von Theben. Sie hatte ihrem Gemahl sieben Söhne und sieben Töchter geboren. Niobe war eine ausnehmend schöne und stolze Frau. Auf keines ihrer Güter aber war sie so stolz wie auf ihre vierzehn blühenden Kinder. Man nannte sie die glücklichste aller Mütter, und sie wäre es gewesen, wenn sie sich nicht so überaus selbstbewußt dessen gerühmt hätte.

So wagte sie es, die Göttertochter Leto zu verhöhnen und Weihrauchopfer für die Göttliche zu verbieten, weil Leto nur zwei Kinder, Apollon und Artemis, geboren hatte. Doch Apollon und Artemis strafte Niobes Hochmut entsetzlich: Sie töteten, um die Überhebliche zu strafen, mit Pfeilen alle vierzehn Kinder der Niobe. Einsam zwischen den Leichen sitzend versteinerte Niobe in ihrem Schmerz: Sie erstarrte vor Gram, aus ihrem Antlitz wich das Blut, die Augen standen reglos starr, Arme und Füße bewegten sich nicht mehr. Sie war zu einem Felsen geworden, der unaufhörlich Tränen vergießt, (G. Schwab, Sagen des Klassischen Altertums, Stuttgart 1951, S. 33–36).

8. „Deine Seele wird ein Schwert durchdringen“

– DIA: Fra Angelico –

Der Florentiner Maler Fra Angelico († 1455) hat die „Darstellung Jesu im Tempel von Jerusalem“ als Fresko gemalt. Gemäß der Perikope Lk 2,22–35 stellt der Maler die prophetische Rede des greisen Simeon als Zentralaussage seines Bildes heraus. Simeon, der das Kind Jesus buchstäblich ergriffen hat, erkennt und verkündet, Gott lobpreisend, in dem Neugeborenen die Ankunft des Messias. Sein Zeugnis enthüllt die Christuswirklichkeit in diesem Kind: „Denn meine Augen haben geschaut dein Heil, das du bereitet hast vor dem Angesicht aller Völker“ (Lk 2,30f.). Des weiteren stellt Simeon, sich ausdrücklich an Maria wendend, den Messias als Entscheidungsgestalt für alle in Israel heraus,

der gegenüber es keine Indifferenz gibt: „Siehe, dieser ist gesetzt zum Fall und zum Aufstehen vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird“ (Lk 2,34 b). Der somit prophezeite Widerstand gegen den Messias, alle Ablehnung, die der Messias erfährt, wird das Herz Marias, der Messiasmutter, durchbohren: „Und deine Seele wird ein Schwert durchdringen“ (35 b). In diesem Bildwort an Maria sagt Simeon auch dem Kind das Leiden voraus.

Maria, die ihre Entscheidung längst getroffen hat („Ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast“, Lk 1,38 a), kann deshalb dieses Kind loslassen. Das zeigen ihre weit geöffneten Hände. Als Entschiedene rechnet Maria mit allem, auch mit dem Schmerz und Leid um den unverständlichen und unverstandenen Sohn, den sie nur im Glauben begreifen kann (Th. Feyerabend, Maria. Lebendiger Glaube, Freiburg 1983).

Der unverstandene, abgelehnte Christus durchleidet die größte Ausgestoßenheit in der Not am Kreuz. Die prophetischen Worte des greisen Simeon erfüllen sich in aller Härte.

– DIA: van Dyck –

Mit dem Schrei der Gottverlassenheit wendet dich der Gekreuzigte an Gott mit lauter Stimme: „Eli, Eli, lema sabachthani ... Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mt 27,46). Das Gemälde des flämischen Malers Anthonis Van Dyck (1599–1641) zeigt den qualvoll Aufschreienden (W.M. Ruschke / H.R. Paul, Kreuzigung, Bielefeld o.J., S. 6).

Der mittelalterliche Hymnus „Stabat mater dolorosa“ aus den franziskanischen Passions- und Marienlauden des frühen 14. Jahrhunderts faßt die Kreuzespas­ sion Jesu und Mariens zusammen:

1. „Christi Mutter stand mit Schmerzen
bei dem Kreuz und weint' von Herzen,
als ihr lieber Sohn da hing.
Durch die Seele voller Trauer,
schneidend unter Todesschauer,
jetzt das *Schwert des Leidens* ging.“
2. „Ach, für seiner Brüder Schulden
sah sie ihn die Marter dulden,
Geißeln, Dornen, Spott und Hohn,
sah ihn *trostlos und verlassen*
an dem blutgen Kreuz erblassen,
ihren lieben einzgen Sohn.“

(GL Nr. 584)